Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 15

Artikel: Der Einbrecher
Autor: Brachvogel, Carry
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669566

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rungen gab es, wenn auch gewiß nicht im heutigen Ausmaße, schon immer. Viele römische Schriftsteller klagten über eine zunehmende Sehschwäche im Alter und beschwerten sich, daß die Ärzte nichts dagegen tun könnten. Auf vielen Plastiken und Gemälden aus dem Altertum kann man Menschen mit den typischen zusammengekniffenen Augen sehen, wie sie der „unbebrillte" Kurzsichtige oft nach längerer Gewohnheit bekommt. Der berühmte Smaragd, durch den Kaiser Nero die Zirkusspiele betrachtete, stellte kein „Monokel", sondern eine Art grünes Schutzglas dar, das die Augen erholen und vor allzu hellen Sonnenstrahlen bewahren sollte.

Eine wichtige Neuerung der letzten Zeit stellen die modernen Haftgläser dar, um deren Einführung sich vor allem der deutsche Gelehrte Prof. Heine verdient gemacht hat. Diese Gläser werden direkt aufs Auge aufgesetzt und haften fest auf der Bindehaut. Zwischen dem Glas und der Augenoberfläche bildet sich eine kleine Flüssigkeitsschicht, die für das gute Sehen entscheidend ist; die eigentlich korrigierende „Linse" ist nicht das Haftglas selbst, sondern diese Flüssigkeitsschicht, die sich unter dem Glas ansammelt! Daß die Anpassung und individuelle Herstellung eines Haftglases besondere Sorgfalt erfordert, versteht sich von selbst; manche Patienten vertragen sie auch nicht recht, da sie sofort eine Bindehautreizung bekommen. In anderen Fällen bieten die Haftgläser aber große Vorteile, sie „beschlagen" sich nicht und vergrößern das Blickfeld. Sehr oft bedeuten sie nicht nur eine kosmetische Verbesserung (für Schauspieler, Sänger usw. ist dies von größter Bedeutung), in manchen Fällen, zum Beispiel bei unregelmäßiger Hornhautverkrümmung, sind sie das einzige in Frage kommende Heilmittel.

Dr. W. Bergmann.

Der Einbrecher.

Ein wahres und lustiges Mozart-Abenteuer von Carry Brachvogel.

An einem schönen Sommerabend des Jahres 1791, der über dem anmutigen Kurort Baden bei Wien lag, kehrte der k. k. Leutnant von Malfatti sehr verärgert in seine Wohnung zurück, die er vor etlichen Stunden so vergnügt verlassen hatte. Verdrießlich warf er sich in einen Stuhl, murmelte vor sich hin: „Der Kukkuck soll ihn holen! — Dieser verflixte...! — Dieser Dideldumdei!" Es kamen noch etliche ähnliche Worte aus der Tiefe des Gemüts und des Kasernenhofes, und je länger der Leutnant vor sich hin murmelte, um so mehr glichen sie sich an Kraft dem ärarischen Sprachschatz an.

Warum war der Leutnant v. Malfatti so verärgert? Verdruß mit der Mannschaft? Rüffel von einem Vorgesetzten? Oder ein garstiger Gläubiger?

Nein, nichts von alledem! Die Verärgerung hing mit einem Kurgast weiblichen Geschlechts zusammen, mit der reizenden blonden Gattin eines Wiener Musikus, die den poetischen Vornamen Konstanze trug. Sie war lustig und ein klein wenig kokett, wie es einer richtigen Wienerin wohl ansteht, ließ sich die artigen Ritterdienste des Leutnants gerne gefallen, lachte ihn aber wunderhübsch und weidlich aus, wenn in dem Ritter immer wieder der Mann der Ordnung und Disziplin aufspringen wollte, der in dieser Hinsicht an Frau Konstanze allerlei auszusetzen fand. So rügte er zum Beispiel unermüdlich, daß sie, wenn sie ausging, das Fenster ihres bescheidenen Stübchens stets sperrangelweit offenstehen ließ, obgleich das Stübchen zu ebener Erde und in einer einsamen Gasse lag, so daß jeder Dieb und Einbrecher es bequem gehabt hätte. Aber wie gesagt, Frau Konstanze hatte für die ernsten Vorhaltungen des Leutnants nur ihr helles Lachen: „Gehn's, bei mir find't einer eh' nix! Bei einem armen Hascherl, wie ich bin, sucht auch keiner was!"

Dann seufzte sie ein wenig, und ein Schatten von Traurigkeit huschte über ihr Gesicht.

„Mein Wolferl muß g'rad wie der gar kein Geld haben, sonst hätt' er mich schon lang einmal besucht! Er schreibt auch gar nix vom Kommen, und ich mein' doch, daß ich schon eine halbe Ewigkeit von daheim weg bin und von ihm!"

Der Leutnant hatte nichts erwidert, denn er fand es überflüssig, sich von „Wolferl", dem Gatten, unterhalten zu lassen. Dagegen kam er mit schöner Beharrlichkeit abermals auf das stets offenstehende Fenster zu sprechen und schilderte anschaulich die Gefahren, die Frau Konstanze durch solch leichtfertige Handlungsweise über sich selbst heraufbeschwor. Sie jedoch entgegnete zwischen Lachen und ein wenig Unmut: „Tun S' mich net immerfort erziehen wollen! Der Wolferl versucht's schon gar nimmer, weil er weiß, daß es bei mir doch nix hilft!"

So hatte sie gesprochen, und als heute nach-

mittag der ordnungsliebende Leutnant sie zu einem Spaziergang mit anschließender Jause im Grünen hatte abholen wollen, da fand er zwar ihre Türe versperrt, ihr Fenster aber — natürlich! — wieder sperrangelweit offen. Er hatte sich ob der verschlossenen Türe geärgert, die besagte, daß Frau Konstanze schon ausgegangen und also jede Hoffnung auf Spaziergang und Jause zu zweien geschwunden sei, aber nicht minder hatte er sich ob der einladend aufgeschlagenen Fensterflügel erbost, die jedem Dieb und Einbrecher zuzurufen schienen: „Bitte, treten Sie näher!"

Verdrießlich schlenderte er ziellos hierhin und dorthin, immer hoffend, Frau Konstanze doch noch zu erspähen, und in dieser Hoffnung immer wieder betrogen. Dann, als es schon stark dämmerte, ging er nochmals an ihrer Wohnung vorbei und meinte, nun müsse die neidische Tür doch endlich entriegelt sein.

Was aber erblickte er, als er sich in der stillen Gasse dem Hause näherte? Er erblickte, was ihm ebenso verbrecherisch wie natürlich erschien, denn längst und vergeblich hatte er es Frau Konstanze prophezeit — ein Mann schickte sich an, in ihr Zimmer einzusteigen. Ein recht anständig gekleideter Mann von kleiner Statur, der schon auf dem Fensterbrett stand, und eben bereit war, den Sprung ins Zimmer hinein zu machen, als — welch ein Glück! — der Leutnant herbeieilte, den Einbrecher bei den weißbestrumpften Waden packte und aus Leibeskräften schrie: „Polizei! Polizei! Einbrecher!"

Die weißbestrumpften Waden zappelten in den sie umklammernden Händen. Ein Kopf, auf dem eine weiße Lockenperücke saß, drehte sich dem Leutnant zu, und ein Mund, der zwar nicht nach Verbrechertum, wohl aber nach Schelmerei aussah, ermahnte ihn:

„Machen S' doch keinen solchen Spektakel! Die Polizei in Österreich ist nie schwerhörig gewesen! Und überhaupt, was geht Sie das an, wenn ich hier einsteige?"

Das Gesicht des Leutnants wurde dunkelrot über so viel Unverschämtheit. „Was es jeden anständigen Menschen angeht, wenn er einen Einbrecher erwischt!"

„Machen S' keine Pflanz! Wenn die Tür zug'sperrt ist, bleibt mir ja nur der Weg durchs Fenster!"

Dem Leutnant verschlug es die Rede. Auch brauchte er all seine Kraft, um die weißbestrumpften Zappelbeine festzuhalten, die seinen Fingern entrinnen wollten. Es war ein regelrechter kleiner Kampf, der da stattfand, und die Polizei schien doch schwerhörig zu sein, denn sie war noch immer nicht erschienen. Dafür aber kam eben Frau Konstanze heim, sperrte ihre Türe auf, blieb einen Augenblick erschrocken auf der Schwelle stehen, als sie die zwei ringenden Männer erblickte, stieß einen Schrei aus, und — stürzte lachend in die Arme des Einbrechers, der sich bei ihrem Anblick mit einem Ruck der Verzweiflung von dem Leutnant gelöst hatte.

„Wolferl! Nein, die Überraschung! O du lieber Kerl, warum hast denn net g'schrieben, daß du kommst...?!"

Man wird ohne weiteres begreifen, daß der Leutnant kein Verlangen trug, mitanzuhören, warum Wolferl nicht geschrieben hatte, und warum er just heute unvermutet gekommen war. Man begreift wohl auch, daß er dem Ankömmling all die vorerwähnten Freundlichkeiten zuerkannte, obschon er, bei Licht betrachtet, gar keinen Grund hatte, ihm feindselig gesinnt zu sein. Denn nur diesem vermeintlichen Einbrecher hat es der k. k. Leutnant von Malfatti zu verdanken, daß sein Name auf die Nachwelt gekommen ist, indem nämlich besagter Einbrecher kein anderer war, als — Wolfgang Amadeus Mozart. —

Geistiger Hochmut.

Es gibt einen geistigen Hochmut und eine gewisse Roheit der Seele, die plötzlich bei sonst seelisch und geistig anscheinend fein kultivierten Menschen sich in einer unbegreiflichen, abscheulichen und widerwärtigen Weise zeigt und in ihrer Dünkelhaftigkeit einen sehr empfindlichen Mangel an Selbsterziehung und Takt im Umgang mit den Mitmenschen offenbart.

Der wahrhaft wissende, lebensweise und gütige Mensch kennt diese ätzende und zuweilen grausam verletzende Überheblichkeit nicht. Sein Wissen dient ihm nie als scharf geschliffene Stichwaffe, um anderen wehe zu tun, oder seine Überlegenheit großartig fühlbar zu machen. Dem wahrhaft gütigen Menschen sind seine natürliche Begabung und sein erworbenes Wissen die schönen, reichen und edlen Gaben, um einen Glanz zu breiten auch über das Leben der andern.

Johanna Siebel.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.